

Rabbiner Walter Homolka
Predigt im Universitätsgottesdienst der HU Berlin
7. Mai 2017, Mt 5, 21 - 37

Liebe Gemeinde!

Sie haben einander nicht persönlich gekannt. Als Adolf von Harnack, der große evangelische Kirchengeschichtler der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin (1888-1924) 1930 starb, schrieb Rabbiner Leo Baeck an dessen Witwe:

„[...] Auch wir dürfen ihn Lehrer und Meister nennen. / In innigem Beileide / Das Lehrerkollegium / der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums / gez. Baeck“¹.

Aus diesem Schreiben spricht Wertschätzung, aber wirklich begegnet sind sich diese beiden herausragenden Vertreter von Christentum und Judentum damals nicht.

Das hat damit zu tun, dass die Jüdische Theologie bis 2013 keinen Platz im Fächerkanon deutscher Universitäten gefunden hatte. Der renommierte evangelische Alttestamentler Hermann Gunkel (1895 – 1907 Extraordinarius an der Friedrich-Wilhelm Universität) urteilte in einem Brief an Martin Rade 1912 so:

„Kennen Sie wirklich die gegenwärtige jüdische Wissenschaft und wissen Sie, ob diese so weit ist, daß sie in einer preußischen Universität eine würdige Stelle einnehmen kann? [...] Was ich persönlich von jüdischer 'Wissenschaft' kennen gelernt habe, hat mir nie einen besonderen Respekt eingeflößt. Unsere jüdischen Gelehrten haben zumeist noch nicht einmal die Renaissance erlebt.“²

So degradierte ein protestantischer Theologe die jüdische Theologie als eine zu einer im Vorurteil verhafteten und der Universität unwürdigen Disziplin.

Beide – Harnack und Baeck – begannen um die Wende zum 20. Jahrhundert ein virtuelles Gespräch über unsere beiden Religionen: Harnack mit seinen Vorlesungen über das „Wesen des Christentums“ an der Friedrich-Wilhelm-Universität im Wintersemester 1899/1900 und Leo Baeck mit seinem Buch „Das Wesen des Judentums“ von 1905. Ihre fiktive Auseinandersetzung kann als ein früher Markstein des christlich-jüdischen Dialogs angesehen werden, aber persönlich begegnet sind sich die beiden Berliner nicht.

Adolf von Harnack entwickelt eine ganz neue Vorstellung vom Christentum. Er sprengt den dogmatischen Panzer, der die Person Jesu jahrhundertlang umgeben hatte und zeichnet ein neues Bild von Jesus: individualistisch, undogmatisch, schöpferisch, reformerisch. Harnack stellt seinen Jesus antithetisch dem dogmatischen Christus gegenüber.

Genauso könnte man die Antithesen des Matthäus in der Bergpredigt auffassen, die heute der Predigttext für diesen Universitätsgottesdienst sind:

„Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist....heißt es da immer wieder.

¹ Eigentum der Staatsbibliothek Berlin, Unter den Linden, Handschriftenabteilung, Harnack-Nachlass, Kasten 26

² Wiese, C. (1999). *Wissenschaft des Judentums und protestantische Theologie im wilhelminischen Deutschland. Ein Schrei ins Leere?* Tübingen: Mohr (Siebeck), S. 339.

„Ich aber sage Euch...“

Hebt sich da nicht ein Jesus leuchtend ab von seiner damaligen geistigen Umwelt? Bekommen wir nicht das Bild eines erstarrten, pharisäischen Judentums vor Augen, das ganz dem Gesetz verhaftet ist und nicht recht in die neue Zeit des Jesus von Nazareth passen will?

Dieses scheinbare Gegeneinander von Judentum und Christentum beruht auf Julius Wellhausens (1844 – 1918) These vom Verfall Israels seit der Zeit der Propheten. Aus dieser Prämisse schloss Wellhausen, dass das Judentum eine überholte Vorstufe des Christentums darstelle, die mit dem Kommen Christi als Messias ihre Legitimität verloren hatte. Das Judentum zur Zeit Jesu wird daher von Harnack auch nicht in seinen eigenen Zusammenhängen dargestellt, sondern primär als eine überholte, obsolet gewordene Vorstufe des Christentums. Harnack begibt sich auf die Suche nach dem historischen Jesus, das Judentum malt er aber schwarz, damit dieser Jesus umso besser zur Geltung kommt.

„Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist....

„Ich aber sage Euch...“

Für Leo Baeck war Jesus ganz anders: „eine echt jüdische Persönlichkeit“³. Wo Harnack Jesus vom Judentum abhebt, da holt Leo Baeck Jesus heim ins Judentum und betrachtet ihn ganz als Juden.

Heute haben wir exegetisch eine andere Sicht auf diese Texte. Vielleicht eine ganzheitliche, vor allem aber eine, die Jesus im Kontext seiner jüdischen Lebenswelt ernst nimmt. As diesem Blickwinkel wird deutlich: Jesu Predigt- und Argumentationsstil ist im Wesentlichen rabbinisch. Und da verliert sich das Antithetische des Alten gegen das Neue und wir merken: wir werden Zeugen eines innerjüdischen Gesprächs. Eines Lehrgesprächs. Es geht um das Verstehen und Auslegen der Torah von Juden für Juden. Diese dialektische Herangehensweise ist jüdische Tradition. Hören wir mal, was uns diese Tradition sagt:

„Als Mose auf die Höhe stieg, um die Torah in Empfang zu nehmen, wurden ihm im Zusammenhang mit einer jeden Sache 49 Gründe gezeigt, warum es erlaubt sein sollte, und 49 Gründe, warum es verboten sein sollte. Als Mose den Heiligen – Gepriesen sei er! – um endgültige Entscheidungen bat, wurde ihm gesagt, dass derartige Entscheidungen den Weisen Israels in jeder einzelnen Generation vorbehalten seien und dass die Entscheidungen, die sie dann jeweils trafen, die gültigen Entscheidungen seien.“⁴

So schreibt Rabbi Jom Tow ben Avraham aus Sevilla im 14. Jahrhundert und zeigt den breiten Raum auf, den das Judentum für andere Sichtweisen öffnet. Er will damit deutlich machen, dass die Gerechtigkeit in den biblischen Texten durch menschliche Auslegung ans Licht kommt – in jeder Generation neu. Und damit auch zur Zeit Jesu. Und auch in seiner spezifischen Auslegung.

Das Judentum geht also von der Vorstellung aus, dass sich der Wille Gottes fortwährend entfaltet und abweichend von den Interpretationen der Vergangenheit gedeutet werden kann. Unter dieser Maßgabe lässt sich über die wahre Auslegung heiliger Texte trefflich streiten. Es ist ein gottgefälliger Streit. Und Jesus Beitrag ist Teil einer legitimen Auslegungskette innerhalb des Judentums.

Hören wir diese vermeintlichen Antithesen Jesu jetzt nicht schon etwas anders?

³ Leo Baeck: *Harnack's Vorlesungen über das Wesen des Christentums*, in: Monatschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 45, 1901, S. 118.

⁴ Talmud Jeruschalmi, Sanhedrin 4:2, 22a

„Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist....
 „Ich aber sage Euch...“

Es scheint, als würde der Rabbi Jesus die Möglichkeit wahrnehmen, sich um ein persönliches Verständnis der Forderungen Gottes zu bemühen auf der Suche nach Sinn und Erfüllung. Die Torah ist dabei Weisung, aber kein Rezeptbuch. Sie erfordert eigene Anstrengung des Verstehens im je eigenen Leben, im je spezifischen Kontext.

In der ersten Lesung haben wir aus Dtn 30 gehört:

Dieses Gebot, auf das ich dich heute verpflichte, geht nicht über deine Kraft und ist nicht fern von dir.

***12** Es ist nicht im Himmel, sodass du sagen müsstest: Wer steigt für uns in den Himmel hinauf, holt es herunter und verkündet es uns, damit wir es halten können?*

***13** Es ist auch nicht jenseits des Meeres, sodass du sagen müsstest: Wer fährt für uns über das Meer, holt es herüber und verkündet es uns, damit wir es halten können?*

***14** Nein, das Wort ist ganz nah bei dir, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen, du kannst es halten.*

Jesus erscheint hier als einer, der genau das tut. Er wird dargestellt als jüdischer Lehrer, verwurzelt in seiner Tradition, der bemüht ist, die Torah zu halten. Und er sagt ‘Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben, sondern um es zu erfüllen.’ (Einheitsübersetzung).

Dass Weisungen hier weder aufgehoben noch überboten werden, ist offensichtlich beim Gebot ‘du sollst nicht morden’. Da weist Jesus darauf hin, dass ja mehr als der unmittelbare Akt der vorsätzlichen Tötung im Blick ist. Es sind meist lange Wege, die dahin führen. Wer sich immer um den Respekt für den anderen sorgt, der stellt sicher, dass es nicht zum Äußersten kommt. So baut Jesus einen Zaun um die Torah.

Dass ich heute die Reihe der Predigten der Universitätsgottesdienste der Humboldtuniversität mitgestalte, ist Resultat einer noch nicht so langen Geschichte des Gesprächs. Gerade ein Text wie unser Ausschnitt aus der Bergpredigt weist eine sehr andere Auslegungsgeschichte aus: als Jesu Überbietung oder Verschärfung der Torah, als Überbietung des Judentums durch ein triumphierendes Christentum. Dagegen steht die Erkenntnis von Jahrzehnten des christlich-jüdischen Dialogs nach dem Zweiten Weltkrieg: Jesus war Jude, und hat jüdisch gelebt und gelehrt. Im Gespräch, nicht in der Überbietung, weiterzusuchen – nach erfüllenden Lebenswegen im hier und jetzt, das ist unsere Herausforderung.

Dass sich Leo Baeck und Adolf von Harnack nie wirklich begegnet sind, war lange symptomatisch für das Verhältnis von Christentum und Judentum. An dieser „Ver“-gegnung der beiden und an der antithetischen Auslegung der Bergpredigt von Alt gegen Neu wird deutlich: die Beziehung von Judentum und Christentum hatte seine Höhen und Tiefen.

Heute haben Sie im Universitätsgottesdienst der Universität, die einmal den Namen Friedrich Wilhelms trug, einen Juden als Prediger eingeladen. Mehr noch: einen Rabbiner und einen Professor für Jüdische Theologie. Hermann Gunkel würde sich im Grabe umdrehen.

Das ist nur **ein** aktueller Fingerzeig, dass sich unser Verhältnis grundlegend verbessert hat. In der Grundordnung der EKBO kommt das zum Ausdruck:

In der Grundordnung unserer Kirche erinnern wir uns an die Schuld der Kirche an der Ausgrenzung und Vernichtung jüdischen Lebens. Die Verbundenheit mit dem Judentum ist ein Wesenszug des christlichen Glaubens, weil wir uns der Anteilnahme am Weg des jüdischen Volkes verpflichtet wissen und im Hören auf Gottes Weisung mit dem jüdischen Volk verbunden sind (Grundordnung der EKBO, Grundartikel I, 12).

Viele Kirchen haben mittlerweile ihren Absolutheitsanspruch aufgegeben und erkennen an, dass der Bund Gottes mit seinem Volk Bestand hat, gültig ist und andauert. Mag uns der Glaube an Jesus auch trennen, so ist der Glaube Jesu doch eine Brücke, über die wir gehen können, um uns vertrauensvoll zu begegnen. Nicht so wie Harnack und Baeck nur zwischen Buchdeckeln, ohne je miteinander das wirkliche Gespräch zu suchen, sondern von Angesicht zu Angesicht.

Wenn ich heute im Universitätsgottesdienst der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität predige, ist das zeichenhaft dafür, dass eine neue Art von Miteinander: möglich scheint: Seit an Seit, von Angesicht zu Angesicht, Miteinander statt Gegeneinander.

Deshalb unterstützt das Institut für Jüdische Theologie der Universität Potsdam ein Zusammenwirken der evangelischen, katholischen, islamischen und jüdischen Theologien in Berlin-Brandenburg: auf gleicher Augenhöhe, wissend um das jeweils Eigene und neugierig auf Gottes vielerlei Wege.

Deshalb bin ich heute gerne hier.

Amen.